



Foto: Stefan Rohrer

Das Mobiltelefon verbindet Menschen – und steht doch immer wieder zwischen ihnen und dem, was eigentlich vor Augen ist.

Thema

Abwesende Anwesenheit

Betrachtungen zum Phänomen Handy

Wie verändert das Mobiltelefon unser Leben? Über Chancen und Herausforderungen des Telefons, das wir stets mit uns tragen, hat sich der St.Galler Medienpädagoge Daniel Ammann Gedanken gemacht.

Allerorten wird telefoniert und gesimst – auf der geschäftigen Einkaufsstrasse, im Bus, im Restaurant, im Supermarkt. Den Telefonaten haftet dabei meist etwas Unnatürliches und Irritierendes an. Zum einen bekommen wir nur die eine Hälfte des Wortwechsels mit, zum anderen können wir uns dem Lautraum persönlicher bis exhibitionistisch intimer Gespräche kaum entziehen. Es sei denn, wir stöpseln uns selber die Ohren zu und schotten uns mit Musik aus dem Smartphone von der Umgebung ab.

«Die Anwendung des Telephons hat dem sozialen und öffentlichen Leben ein anderes Gesicht gegeben.» Das Zitat stammt aus dem Brockhaus 1895. So richtig bewusst wird uns die Tragweite dieser Aussage erst heute. Im öffentlichen Raum ist das moderne Kommunikationsmedium allgegenwärtig. Die Telefonkabinen sind von den Plätzen verschwunden, aber Hände mit Handys gehören zum gewohnten Bild. Schlafwandlerisch

«Letztlich sind wir es, die den Medien ihre Bedeutung verleihen und die Segnungen der Technik für unsere Zwecke nutzen.»

kreuzen Gestalten unseren Weg. Ihre Körperhaltung erinnert an Mönche, die ins Breviarium vertieft – geneigten Hauptes und mit abgewinkeltem Arm – einherschreiten. Die «abwesende Anwesenheit» mobiler Handybenutzer hat indes wenig mit kontemplativer Versenkung zu tun. Häufiger handelt es sich um das, was ich in Anlehnung an ADS als «Handyaufmerksamkeitsdefizitstörung», kurz HADS, bezeichne. Selbst wenn ein Grüppchen

gemütlich beisammensitzt, starrt jeder aufs Display seines Smartphones. Es wäre jedoch zu einfach, angesichts der jüngsten Entwicklung über die Unsitten des elektronischen Zeitalters zu klagen. Seit jeher haben Medien die Gemüter gespalten. Auch wenn wir diese Verantwortung gerne von uns weisen: Letztlich sind wir es, die den Medien ihre Bedeutung verleihen und die Segnungen der Technik für unsere Zwecke nutzen.

Biblische Botschaften

Das Medium ist nicht die Botschaft. Medien bleiben leer, wenn wir sie nicht mit Inhalt füllen. Das gilt für den traditionellen Datenträger Buch ebenso wie für digitale Technologien. Am Anfang des modernen Medienzeitalters steht Gutenbergs lateinische Bibel. 500 Jahre später empfangen wir Bilder und Töne aus dem Weltraum. Die Astronauten der Apollo-8-Mission umkreisen den Mond und werfen als erste Menschen einen Blick auf die Rückseite unseres Trabanten. Am 24. Dezember 1968 entsteht das legendäre Foto der aufgehenden Erde, das uns heute noch berührt und mit Ehrfurcht erfüllt: Über der kargen Kraterlandschaft des Mondes schwebt unser Planet als zarte blaue Blase im endlos schwarzen All. An diesem Heiligabend hören Menschen aus fünf Kontinenten zu, als die Astronauten im Fernsehen aus der Schöpfungsgeschichte lesen und der ganzen Welt frohe Weihnachten und Gottes Segen wünschen.

Schon die allererste SMS enthielt einen Weihnachtsgruss. Im Dezember 1992 schickt der britische Ingenieur Neil Papworth von seinem Computer eine Kurzmitteilung mit den Worten «Merry Christmas» an ein Mobiltelefon. Nur zwanzig Jahre später werden in der Schweiz an Weihnachten 65 Millionen SMS und MMS verschickt. Es sind weniger als im Jahr davor, aber der scheinbare Rückgang lässt sich mit der steigenden Beliebtheit anderer Dienste wie Facebook, Twitter und neuer Smartphone-Apps erklären, über die ebenfalls Text- und Bildbotschaften versendet werden.

Nähe und Distanz

Seit dem Aufkommen der Eisenbahn sind nicht nur die Distanzen kürzer geworden. In den letzten hundert Jahren haben Fotografie, Telefon, Film, Radio, Fernsehen und das Internet unseren Alltag mediatisiert und revolutioniert. Auf den ersten Blick scheint es, als sei die Menschheit dadurch zusammengerückt, die Welt zum Dorf geworden. Wir empfangen Nachrichten vom andern Ende des Globus und bleiben trotz räumlicher Trennung überall und rund um die Uhr mit Freunden und Familie verbunden. Aber hat uns das wirklich nähergebracht? Oder sind wir durch die kühlen Filter der Technik uns selber und der Welt eher fremd geworden?

Das Handy ist ein gutes Beispiel, denn es führt vor Augen, dass Medien und technische Kommunikationskanäle zugleich Nähe und Distanz schaffen. Wir haben uns längst daran gewöhnt, an zwei und mehr Orten gleichzeitig zu sein. Während Sie diesen Text lesen, meldet sich vielleicht Ihr Handy. Es piepst oder summt diskret, wenn eine SMS reinkommt, oder es reisst Sie mit penetranthem Klingelton aus Ihren Gedanken. Selbstverständlich können Sie selbst entscheiden, ob Sie weiterlesen oder sich Ihrem Handy zuwenden. Aber um die Aufmerksamkeit ist es bereits geschehen.

Aufmerksamkeitszerstäubung

In nur zwanzig Jahren hat sich das Handy einen festen Platz in unserem Leben erobert. Mit seinen unzähligen Funktionen und Verwendungsmöglichkeiten ist es zum unverzichtbaren Begleiter, wenn nicht gar zu einer Körpererweiterung geworden. Es speichert unsere Kontakte, persönliche Fotos, Hunderte von Musiktiteln und zeigt uns laufend, was unsere Nächsten gerade treiben. Unterwegs können berufliche Mails beantwortet, Termine eingesehen und dringende Gespräche geführt werden. Das zeitigt auch unliebsame Nebenwirkungen. Ständige Erreichbarkeit bedeutet nicht, dass wir ununterbrochen verfügbar sind – oder sein wollen. Wer sein Handy nicht ab und zu ausschaltet, weglegt oder bewusst ignoriert, wird leicht zum Sklaven des eigenen Dieners.

In ihrem Buch «Das Glück der Unerreichbarkeit» hat Miriam Meckel, Kommunikationswissenschaftlerin an der Universität

St.Gallen, mit dieser Abhängigkeit abgerechnet. Sie plädiert für Reflexions- und Vertiefungspausen. «Wer immer erreichbar ist», schreibt sie, «ist eigentlich für nichts und niemanden wirklich da.» Zur gleichen Einsicht gelangt Alex Rühle, Redaktor bei der Süddeutschen Zeitung, in seinem Entzugstagebuch «Ohne Netz»: «Das wahrscheinlich Schlimmste ... war die Aufmerksamkeitszerstäubung, die Schwierigkeit, konzentriert über lange Strecken an ein und derselben Sache zu arbeiten.»

Auf den ersten Blick scheint es, dass Kinder und Jugendliche damit weniger Probleme haben. Die «Digital Natives» (wie man die nach 1980 Geborenen gerne nennt) sind schliesslich mit den mobilen und digitalen Medien aufgewachsen. Laut einer Schweizer Untersuchung zum Medienverhalten von 12- bis 19-Jährigen verfügen 95% der Befragten über ein eigenes Gerät

«Die Freiräume, die uns das Handy gewährt, fordert es gleich wieder ein.»

(JAMES-Studie 2012). Am häufigsten verwenden sie das Handy für Textmitteilungen, als Uhr und zum Telefonieren, aber Musik hören, im Internet surfen, soziale Netzwerke nutzen und Fotos oder Filme machen spielen ebenfalls eine Rolle.

Die schöne neue Welt hat allerdings Grenzen. Die Freiräume, die uns das Handy gewährt, fordert es gleich wieder ein. Es erleichtert den Jugendlichen die Kontaktaufnahme mit Freunden und den Zugang zu medialen Angeboten – auch an der elterlichen Aufsicht vorbei. Gleichzeitig sichert die mobile Nabelschnur den Eltern mehr Kontrolle und die anhaltende Bereitschaft erhöht den sozialen Druck unter Gleichaltrigen. Das betrifft nicht nur junge Menschen. Uns alle versetzt das Handy in eine permanente Erwartungshaltung. Vielleicht können wir uns wieder etwas Freiheit zurückerobern und ab und zu da sein, wo wir sind. Nur Gott ist immer auf Empfang. **DANIEL AMMANN, ST.GALLEN ■**

Daniel Ammann ist Dozent für Medienbildung und Mitarbeiter des Schreibzentrums an der PH Zürich.



Foto: Stefan Rohrer

Hinter medial vermittelten Botschaften zeigt sich auch das Urbedürfnis, im andern Menschen ein echtes Gegenüber zu finden.